

“This is water, this is water”

Es ist wieder einmal passiert

Edy Riesen

«Complicating Relationships» – Freunde als Patienten?

Ja, es ist wieder etwas passiert: Einer unserer Lebensfreunde zeigte mir vor einem halben Jahr eine unansehnliche, graubraune derbe Stelle an der Wade, die er erst vor einigen Wochen entdeckt hatte. Es sah fast aus wie eine Warze oder jedenfalls eine Hyperkeratose mit einer Kruste. Ich entfernte die oberflächliche Verhärtung und schrieb im Eintrag der Krankengeschichte: «weiter beobachten», habe es aber unterlassen, einen genauen Zeitraum zu vereinbaren. Nach Monaten (!) kam N. wieder in die Sprechstunde (privat sahen wir uns öfters), und diesmal schaltete meine Ampel auf Orange. Ich exzidierte das «Ding» und verschwand für eine Woche in die Ferien. Drei Wochen nach der Gewebentnahme (die Histologen liessen sich Zeit) kam der Befund eines im gesunden exzidierten, flachen Melanoms heraus, und jetzt wechselte meine Ampel auf rot. Sofortiger Kontakt mit dem Chefarzt Dermatologie. Dann ging alles schnell. Nach Ultraschall und Szintigrafie Nachexzision mit 1 cm Rand, Sentinel-Lymphknoten weg. Ging alles prima. Patient wohlauf.

Bei mir setzte mit der Kenntnis der Diagnose ein Prozess ein, den ich kenne und der durch die Nähe zum Patienten immer intensiviert verläuft. Schuldgefühle und Aufarbeitung. Warum habe ich nicht primär reagiert? Gut, es war ein kleiner, mickriger Befund. Wenn man an die ABCD-Regeln gedacht hätte, wäre man drauf gekommen, aber ich kam nicht einmal bis dahin! Dabei bilde ich mir doch immer etwas ein auf meine hausärztlich-dermatologischen Kenntnisse nach meiner damaligen Rotationsstelle auf der Derma. Die Lektion: Bei Unklarheit selbst die Verantwortung übernehmen und dies desto mehr, je näher einem die Patienten stehen. Verboten sind in dieser Konstellation diffuse, unverbindliche Bemerkungen wie «weiter beobachten».

Ich behaupte nun nicht, dass ich diese Situationen liebe, aber etwas Gutes haben sie. Sie zwingen mich immer wieder zur Reflexion über die Arbeit. Ich drehe jeweils ein paar Tage in einem mentalen Hamsterrad, ohne wirklich vorwärts zu kommen. Irgendwann ent-



wickeln sich aber dann zentrifugale Selbstheilungskräfte, die mich aus dem sinnlosen Kreisen herausholen. Ich setzte mich an die Tasten und schreibe meinem Patientenfreund einen Brief. Ich konnte es mündlich einfach nicht aussprechen. Damit ging ein Teil der Last langsam weg. Ich schonte mich nicht und erzählte ihm, dass es mir ein paar Tage vorgekommen sei, als hätte ich dieses kleine graue Biest selbst in der Wade gehabt. Vorgestern sassen wir mit unseren Frauen bei ihm zu Hause und gingen alles noch einmal durch. Daneben natürlich auch viel Smalltalk, Rätseln und Lachen über das Nachlassen unserer Merkfähigkeit, das Knarren in den Knien, den steifen Rücken usw. Man kennt das voneinander. Es war gut zwischen uns und wir werden zueinander halten, komme, was komme.

In solchen Situationen kommt bei mir die Frage auf, wie es eigentlich um die Patienten steht, die meine Freunde sind? ... und es sind viele geworden in all den Jahren. Da kam – genau in diesen Tagen – wie eine freundliche Sternschnuppe ein Artikel hereingeflirt, den Alexander Kiss, Psychosomatiker an der Uni Basel, seinen Studenten empfohlen hat. Man muss im Grunde genommen den Text selber gelesen haben in diesem knappen, präzisen und doch sensiblen angelsächsischen Stil. Aber da ich mir vorstelle, dass das aus Zeitgründen nicht allen Leserinnen möglich sein wird, versuche ich einige Gedanken daraus wiederzugeben. Man fühlte sich sofort verstanden. Auf der anderen Seite des Atlantiks, im Nordwesten, dort wo die USA alt sind, vielleicht älter geblieben als Europa, dort arbeitet einer wie ich, auch ein «Countrydoc», mit Namen David Loxterkamp. Auch einer mit vielen Patientenfreunden, auch einer, der seine Praxis nicht von seinem Leben trennt, der mitleidet, sich freut, trauert und jubelt und der mit diesem Text auf ein Essay einer New Yorker Journalistin reagierte, die es gar nicht so gut fand, wenn die Patienten der Ärzte auch ihre Freunde sind oder umgekehrt. Sie nannte es «complicating relationships». Was sagte nun mein ferner Freund dazu [1]?

Er beginnt mit einer Parabel: Zwei junge Fische schwimmen durchs Wasser. Da kommt ihnen ein alter Hecht entgegen. Er nickt Ihnen zu und fragt: «Wie ist heute das Wasser?» Nach einer Weile dreht sich der eine junge Fisch zum andern und sagt: «Was, zum Teufel, meint er mit Wasser?» Ja, meint D.L., so ist es eben, wir begreifen erst mit den Jahren, dass wir im Wasser schwimmen. Wenn man seinen Patienten näher kommt, merkt man, dass die Leute mehr sind als eine Problemliste oder ein Datensatz. Plötzlich sieht der Arzt wie seine Freunde altern und sterben. Er kennt mit Namen, diejenigen, die dies und das

nicht mehr können: Rechnungen bezahlen, das Wasser halten, die Schmerzen ertragen, den Stress bei der Arbeit aushalten. Auch jene, deren Ehe in Brüche ging, andere, die sich bedroht und unsicher fühlen. Jetzt sind die Patienten noch näher und bieten dem Arzt eine Geborgenheit, wenn er erschöpft ist, Geduld, wenn er zu spät dran ist, und Vertrauen gegen den Kleinmut, der ihn auch einmal überkommen kann. Was wir entbehren, wenn wir die Patienten nicht gerne haben, ist die Genugtuung, zu ihnen schauen zu dürfen, aber auch die schonungslose, schmerzhaft Einsicht, dass Fehler mehr sind als Irrtümer des Systems oder statistische Zufälle. Dies zu begreifen, heisst, sich zu öffnen, vorbehaltlos zuzuhören und bereit zu sein, sich zu verändern und zu verbessern. Was die Patienten verlieren würden, ist das Privileg, jemanden zu haben, der sie nicht nur medizinisch betreut, sondern sich auch um sie Sorgen macht. Das schmiedet eine Gemeinschaft zusammen, wo einer nicht alleine krank sein und alleine sterben muss. Die harte Arbeit des Arztes beginnt mit Aufrichtigkeit. Das Anerkennen der eigenen Grenzen, der eigenen Verletzlichkeit und das Wissen um das «Lagerhaus» in einem drin. Ein Raum voller persönlicher Glaubenssätze und Annahmen mitsamt den eigenen Verzerrungen und Verwirrungen. Diesen Raum zu erkunden, gelingt am besten zusammen mit vertrauten Kollegen, die Dich akzeptieren, so wie Du bist und mit denen Du Deine Alltagslast teilen kannst. Unsere Arbeit verlangt von uns, dass wir uns auch auf die delikatesten Details der Patienten einlassen; dort wo der Ursprung des Schmerzes, aber auch der Anfang der Heilung sitzt. Das Verhältnis zum Patienten hat fast nichts zu tun mit Wissen. Es hat fast ausschliesslich zu tun mit Achtsamkeit und Aufmerksamkeit gegenüber dem, was so offensichtlich und selbstverständlich ist, dass wir es fast nicht mehr wahrnehmen: Es ist Wasser, es ist Wasser ...

Ja, liebe Kolleginnen und Kollegen. Wir meinen ja oft, dass wir uns heraushalten können aus den intensiven Beziehungen zwischen Arzt und Patient. Klar wird es jede und jeder auf seine Art tun, und ob sie oder er Freunde behandeln und betreuen will, ist ihre/seine Sache. Aber wir alle schwimmen im Wasser, das uns umgibt. Manchmal ist es wärmer, manchmal kälter, und es gibt Momente, da kämpfen wir gegen die Strömung. Es lohnt sich immer und immer wieder!

Bildnachweis

Foto: © Auimeesri | Dreamstime.com

Literatur

- Loxterkamp D. "Complicating relationships" – the water that doctors breathe. *BMJ*. 2015;351:h4185. Internet: <http://www.bmj.com/content/351/bmj.h4185>.

Korrespondenz:
Dr. med. Edy Riesen
Facharzt für Allgemein-
medizin FMH
Hauptstrasse 100
CH-4417 Ziefen
[edy.riesen\[at\]hin.ch](mailto:edy.riesen[at]hin.ch)